

Vorwort: Einen Umweg gehen

Das von Michel Foucault in seinem gleichnamigen Buch eingeführte Verfahren einer »Archäologie des Wissens« gehört mittlerweile – unter dem Titel »Diskursanalyse« – zum etablierten methodischen Repertoire der Sozial-, Kultur- und auch der Literaturwissenschaften. Gleichwohl begegnet die philosophische Diskussion dem Foucaultschen Denken nach wie vor mit Skepsis. Zu detailverliebt und zu empirisch scheinen seine historischen Arbeiten zum Wahnsinn, zum Gefängnis oder zur Sexualität, zu wechselhaft seine Terminologie und seine theoretischen Positionierungen, zu schillernd und widersprüchlich sein ab den 1970er Jahren zentraler Begriff der Macht. In der Tat sind einige der genannten Vorwürfe nicht ganz unberechtigt – solange man den Maßstab einer selbstaufgeklärten Theoriebildung anlegt, der eine kohärente Darstellung, eine Offenlegung des eigenen Standpunktes und die Begründung von normativen Beurteilungskriterien einfordert.

Anstatt jedoch in den Arbeiten Foucaults lediglich eine originelle Variante kulturgeschichtlicher Forschung zu sehen, die ihre Berechtigung allein aus ihren Erträgen zieht und nicht aus der systematischen Herleitung eines allgemeinen Verfahrens, will die vorliegende Studie sie als eine ernstzunehmende Herausforderung für die philosophische Methodendiskussion verstehen. Weshalb gerade das unstete Werk Foucaults geeignet scheint, um eine zentrale erkenntnistheoretische Problemlage der Gegenwart in den Blick zu bekommen, lässt sich vor dem Hintergrund der spezifischen Situation erklären, in der sich die moderne Erkenntnistheorie immer noch befindet. Holzschnittartig kann diese Situation als die Auseinandersetzung zwischen einem Systemdenken einerseits und einer neuen Aufmerksamkeit für die Geschichte andererseits beschrieben werden. Seit dem Deutschen Idealismus sieht sich jede Erkenntnistheorie mit der Frage konfrontiert, wie sich ein Wissen um die Welt systematisch begründen lässt, wenn die Kategorien des Denkens, von denen dieses Wissen abhängt, ihrerseits historischen Veränderungen unterworfen sind. Oder anders ausgedrückt: Kann man angesichts der nebeneinander bestehenden, kulturell wie historisch sich wandelnden Wissensbestände überhaupt noch von einer Einheit der Vernunft mit exklusivem Wahrheitsanspruch ausgehen?

Auf den so zum Ausdruck kommenden Konflikt zwischen System und Geschichte hat die philosophische Moderne in unterschiedlicher Weise reagiert. Ein viel versprechender Ausweg, um den Gegensatz aufzulösen, besteht darin, die sich verändernden Grundlagen des Denkens in eine lineare oder stufenförmige Entwicklungsgeschichte einzutragen. Damit wäre beiden Seiten Rechnung getragen, ohne die eine gegen die andere auszuspielen: Unter dieser Prämisse müsste sich der historische Wandel der Erkenntnis zu jedem Zeitpunkt verstehen und einordnen lassen, weil die Gegenwart jeweils den höchsten Standpunkt im Fortschritt der Vernunft markiert; und umgekehrt kann sich der gegenwärtige Standpunkt hinreichend begründen, indem er die Vergangenheit als vernünftige Entwicklung begreift, auf deren Fundament seine eigenen Einsichten aufbauen.

Den Preis, den ein solcher Kompromiss zwischen System und Geschichte zu zahlen hat, besteht allerdings darin, dass keine theoretische Position für sich beanspruchen kann, einen definitiven Endpunkt in der Entwicklung der Vernunft erreicht zu haben. Aber je umfassender es gelingt, die mannigfaltigen vergangenen Wissensbestände ergänzend und korrigierend aufeinander zu beziehen und auf diese Weise zu systematisieren, umso weiter rückt man in der asymptotischen Annäherung an eine endgültige Wahrheit vor. Die Utopie wäre ein vollständiges Begreifen der Vernunftentwicklung durch fortschreitende Umbildung und Aneignung der Tradition.

Spätestens im zwanzigsten Jahrhundert jedoch wird die Vorstellung von einer immanenten Entwicklungslogik der Geschichte aus mindestens zwei Richtungen in Frage gestellt. Auf der einen Seite schwindet mit der zunehmenden Ausdifferenzierung der wissenschaftlichen Disziplinen und ihren verschiedenen Erkenntnisformen der Glaube an eine synthetisierende Kraft der Vernunft. Schien es beispielsweise noch für Hegel möglich, den zeitgenössischen Stand des Wissens wenigstens in Umrissen zu überblicken und in sein Denken zu integrieren, muss sich hundert Jahre später ein solcher Versuch als illusorisch herausstellen. Nicht zuletzt der rasante Aufstieg der Naturwissenschaft zur neuen Leitdisziplin führt zu einem schleichenden Bedeutungsverlust der Philosophie und ihrem Anspruch, eine einheitliche Fundierung des Wissens liefern zu können.

Neben dieser ersten Richtung der Infragestellung, gleichsam auf Seiten des Systems, wird auf der anderen Seite eine geschichtliche Erfahrung virulent, die mit einer ganz eigenen Mächtigkeit den optimistischen Gedanken vom Fortschritt der Vernunft in Zweifel zieht. Die westliche Welt – auf sie beschränken sich die Überlegungen Foucaults –, die sich als Hort der Aufklärung und Ausgangspunkt einer rationalen und humanen Einrichtung der allgemeinen Lebensverhältnisse wähnt, wird durch zwei Weltkriege und den Holocaust (um nur die größten Blutvergießen beim Namen zu nennen) selbst zum Schauplatz von massenhaften und inhumansten Grausamkeiten. Adornos berühmtes – und oft missverstandenes – Verdikt, dass sich nach Auschwitz keine Gedichte mehr schreiben lassen, trifft nicht minder auf eine Form der philosophischen Reflexion zu, die alleine dem Geschichtsverlauf die sukzessive Wendung zum Besseren aufbürdet.¹

Beide Erfahrungen – die wachsende Unübersichtlichkeit und Differenzierung des Wissens sowie der moralische »Rückfall« in die Inhumanität – sind Aspekte einer Konstellation, in der sich die Erkenntnistheorie neu orientieren muss. Eine Antwort auf die veränderte Situation bietet der so genannte »linguistic turn« in den Kultur- und Geisteswissenschaften, dessen Anfänge freilich bis in die Hegelsche Dialektik zurückreichen. Sprache, verstanden als umfassendes Zeichen- und Verweisungsgefüge, kann als Vermittlungsinstanz zwischen System und Geschichte fungieren, ohne eine lineare Entwicklungslogik unterstellen zu müssen. Da alles Wissen sprachlich artikuliert wird, lassen sich an den Strukturen und Gesetzen der Bedeutungsgenese die logischen Voraussetzungen für die darin ausgedrückten Erkenntnisse ablesen. Zugleich kann eine allein auf Sprache gerichtete Analyse kulturelle und historische Veränderungen wahrnehmen, indem sie verschiedene Sinnzusammenhänge vergleichend aufeinander bezieht. Dabei müssen die unterschiedlichen Bedeutungssysteme keine diachrone Reihenfolge bilden, sie können als nebeneinander bestehende Wissenskulturen synchron betrachtet werden.

¹ »(...) nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch, und das frißt auch die Erkenntnis an, die ausspricht, warum es unmöglich ward, heute Gedichte zu schreiben.« (Adorno, Theodor W.: Kulturkritik und Gesellschaft (1951). In: ders.: Gesammelte Schriften. Bd. 10.1. Frankfurt a. M. 1980, S. 11-30; hier S. 30)

Gleichwohl besteht der schematische Gegensatz von System und Geschichte auch innerhalb des »linguistic turn« fort. So beschäftigt sich eine erste Gruppe von Erklärungsansätzen mehr oder weniger ausschließlich mit den allgemeinen logisch-syntaktischen Strukturen von Zeichensystemen, in denen die Bedingungen des Sinns unabhängig vom tatsächlichen Wandel der Worte und ihrer Bedeutungen niedergelegt sind. Neben stärker an der mathematischen Logik orientierten Ansätzen, wie etwa jenen von Gottlieb Frege oder dem frühen Ludwig Wittgenstein, wäre hier vor allem die strukturelle Linguistik im Anschluss an Ferdinand de Saussure zu nennen. Ihnen gegenüber steht ein weitaus größeres Feld von Theorien, die in erster Linie an den internen Beziehungen zwischen semantischen Gehalten interessiert sind und die Verschiebungen von thematisch, kulturell sowie historisch begrenzten Sinnzusammenhängen untersuchen. Obwohl sie nicht selten auf den grundsätzlichen Erklärungsmodellen der ersten Gruppe aufbauen, sehen sie ihre Aufgabe primär darin, im Rekurs auf die Tradition oder andere Kulturen ein Verständnis für die Verfasstheit des eigenen Bedeutungshorizontes zu entwickeln – insofern lassen sie sich im weitesten Sinne als hermeneutische Verfahren charakterisieren.

So vereinfachend diese Zweiteilung sein mag, sie erlaubt es, eine erkenntnistheoretische Problemlage innerhalb der modernen Sprachtheorie pointiert zu verdeutlichen. Denn die syntaktischen Logiken tendieren dazu, Geschichte vollständig auszublenden und ihre Aussagen einzig auf das ihnen zur Verfügung stehende aktuelle Zeichensystem zu beziehen. Aus der zweiten Perspektive kann ihnen daher zurecht der Vorwurf gemacht werden, sie würden zur systematischen Fundierung des Bezeichnungsprozesses Begriffe benutzen, deren Bedeutung selbst historisch kontingent sei. Dagegen versucht die hermeneutische Arbeit das wechselseitige Bedingungsverhältnis zwischen ihren eigenen Erklärungs-begriffen und dem betrachteten Bedeutungszusammenhang methodisch einzusetzen. Allerdings führt ihre zirkuläre Erklärungsweise in eine andere Schwierigkeit: Entweder muss sie, um den eigenen Standpunkt aufzuklären, erneut auf die Vorstellung einer fortschreitenden Sinn-geschichte zurückgreifen, die sich in einer Art »Dialog« freilegen lässt. Oder sie gibt jeden übergreifenden Wahrheitsanspruch auf und beschränkt sich darauf, in einem heterogenen und diskontinuierlichen Geflecht der Sinnsysteme

partielle Ordnungen durch Vergleiche herzustellen. Zu dieser letzten Variante des im weitesten Sinne hermeneutischen Feldes zählen all jene Ansätze, die man unter dem Etikett der so genannten »Postmoderne« oder des »Poststrukturalismus« zusammenfasst. Sie sehen sich dem Vorwurf ausgesetzt, dass sie sowohl die historische als auch systematische Begründung ihres eigenen Verfahrens verweigern und somit in eine Beliebigkeit abrutschen.

Zurückkehrend auf die eingangs genannte Charakterisierung des Foucaultschen Werkes lässt sich nun klären, weshalb seine Studien zum Wahnsinn, zum Gefängnis und zur Sexualität aus philosophischer Sicht eher uninteressant erscheinen. Sie gehören offenbar in die zweite Kategorie der historischen Verfahren, da sie partielle Bedeutungsverschiebungen und deren gesellschaftspolitische Folgen betrachten, ohne sie in eine lineare geschichtliche Entwicklung einzuordnen. Zwei Arbeiten Foucaults fallen indes aus diesem Schema heraus: *Die Ordnung der Dinge* von 1966 und *Archäologie des Wissens* von 1969. Während sich *Die Ordnung der Dinge* den zentralen erkenntnistheoretischen Voraussetzungen der Moderne nähert, indem sie diese in ein nicht kontinuierliches Verhältnis zu den epochalen Wissensstrukturen der Renaissance und der Klassik stellt, liefert die *Archäologie des Wissens* nachträglich eine Erläuterung der zuvor praktizierten Methode und ihrer sprachtheoretischen Hintergründe. Insofern also steht Foucault nicht nur stellvertretend für einen Teilbereich der soeben in aller Kürze skizzierten erkenntnistheoretischen Situation der Moderne, er eröffnet seinerseits eine methodisch fundierte Perspektive, mit deren Hilfe sich die Aporien der modernen Erkenntnisformen beschreiben und eventuell sogar umgehen lassen.

Entsprechend sind die folgenden Überlegungen auf Foucaults »Archäologie der Moderne« fokussiert, wie er sie in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre dargelegt hat.² Die Leitfrage lautet, ob das von Foucault dort vorgeschlagene archäologische Verfahren eine dritte Position zwischen einer systematischen Zeichentheorie und einer historischen Analyse von Bedeutungssystemen einnehmen kann. Die Bedingung dafür wäre, dass sich die Begriffe, mit denen er die Geschichte des Denkens erfasst, aus der historischen Analyse selbst gewinnen und begründen lassen, ohne dabei

² Eine ausgezeichnete Einleitung in das Gesamtwerk bietet u.a. Gehring, Petra: Foucault – Die Philosophie im Archiv. Frankfurt a. M./New York 2004.

einer Teleologie der Vernunft einerseits oder einer reinen Kontingenz andererseits das Wort zu reden.

Entgegen der chronologischen Reihenfolge ihrer Entstehung sollen in einem ersten Kapitel aber zunächst die methodologischen und sprachtheoretischen Grundlagen der *Archäologie des Wissens* geklärt werden. Diese Vorgehensweise erlaubt es, nach einer knappen Zusammenfassung der in *Die Ordnung der Dinge* dargelegten epistemologischen Konstellationen der Renaissance und der Klassik, die von Foucault entwickelte Perspektive auf die Gesamtstruktur des modernen Wissens aufzuzeigen.

Das zweite Kapitel widmet sich dann detailliert den drei zentralen erkenntnistheoretischen Figuren, die laut *Die Ordnung der Dinge* die moderne Philosophie bestimmen. Allerdings beschränken sich Foucaults Ausführungen auf die Beschreibung einer allgemeinen Konstellation und weisen nicht im Einzelnen nach, auf welche Theorienansätze sich die aufgedeckten Figuren jeweils konkret beziehen lassen. In drei Exkursen soll daher exemplarisch überprüft werden, ob sich die angeführten Dispositionen tatsächlich in Schlüsseltexten der philosophischen Moderne wieder finden lassen.

Vor dem Hintergrund der im zweiten Kapitel aufgefächerten erkenntnistheoretischen Konfiguration der Moderne soll schließlich das dritte Kapitel zeigen, inwiefern sich die Methode der »Archäologie des Wissens« aus Foucaults historischer Rekonstruktion herleiten und legitimieren lässt. Dazu müssen jedoch in einem letzter Abschnitt einige Überlegungen von Jacques Derrida ergänzend herangezogen werden.

Wie jede Reflexion über eine neuartige erkenntnistheoretische Methode muss sich auch diese Interpretation von Foucault die Frage gefallen lassen, auf welchem Verfahren ihre eigenen Darlegungen basieren. Und doch ist eine solche Forderung offenbar paradox: Könnte sie vorab ihr Vorgehen vollständig begründen, würde die Suche nach einer Alternative obsolet. Um das anvisierte Unterfangen plausibel zu machen, kann an dieser Stelle vorläufig nur auf die angedeutete allgemeine Situation der modernen Erkenntnistheorie und ihre immanenten Aporien verwiesen werden. Die Attraktion des Foucaultschen Denkens liegt darin, dass es nicht für sich beansprucht, endgültige Wahrheiten aufzudecken. Es lenkt vielmehr die Aufmerksamkeit auf die unhinterfrag-

ten Voraussetzungen der Wissensproduktion, die sich in ihrer scheinbaren Selbstverständlichkeit einer Begründung entziehen und deshalb einer Überprüfung bedürfen. Mehr als einmal macht Foucault deshalb auf die Vorläufigkeit und die notwendige Unterbestimmtheit seines eigenen Ansatzes aufmerksam. Seine Begriffe und sein Verfahren können sich erst im Verlauf der Auseinandersetzung mit den betrachteten Diskursen und ihren systematischen wie historischen Bedingungen bilden. In vergleichbarer Weise aber muss sich auch die Interpretation eines solchen Vorgehens zunächst auf die ausgewählten Texte einlassen und versuchen, ihre internen Zusammenhänge zu verstehen, ohne bereits zu wissen, ob sich das so freigelegte Denken am Ende als tragfähig erweisen wird.

Einen Anfang wagen, dessen Ende nicht absehbar ist – das zeichnet seit je ein essayistisches Schreiben aus. Wenn die hier begonnenen Reflexionen also nicht mehr vollständig zu ihrem Anfang zurückfinden werden und wenn sie es weiterhin an einigen Stellen für nötig befunden haben, sich neben ihrer Bahn, in Exkursen fortzubewegen, so sind diese »Umwege« zwar nicht immer geplant, als Bewegung aber durchaus beabsichtigt gewesen. Einen Essay schreiben heißt immer, einen Versuch zu wagen – nicht mehr und nicht weniger.

In diesem Sinne fühle ich mich Peter Bürger und seiner Bestimmung des Essays verpflichtet:

Weder bei Montaigne noch bei Heine definiert sich der Essay vom philosophischen System her. Er ignoriert es. (...) Er richtet sich ein zwischen Texten, die er zitiert, kommentiert und tentativ auf seine eigene Lage bezieht. Dem Schreibenden ist diese zunächst eher unklar. Er hat wiederholt die Erfahrung gemacht, daß der Versuch, sie direkt anzugehen, scheitert. So entsteht in ihm der Gedanke, der Umweg über Texte der Vergangenheit könnte der kürzeste Weg sein, um seine eigene Zeit zu verstehen.³

Weiterhin gilt mein Dank Gerhard Pasternack, der den Ort vorgezeichnet hat, von dem aus dieses Buch geschrieben ist. Christian Lavagno war nicht nur so freundlich, mir seine hilfreiche Studie *Rekonstruktion der Moderne*⁴ vorab zur Verfügung zu stellen, er

³ Bürger, Peter: Über den Essay. In: ders.: Das Denken des Herrn. Bataille zwischen Hegel und den Surrealisten. Frankfurt a. M. 1992, S. 7-14; hier S. 10f.

⁴ Vgl. Lavagno, Christian: Rekonstruktion der Moderne. Eine Studie zu Habermas und Foucault. Münster 2003.

hat zudem meine Variation des gemeinsamen Themas geduldig gelesen und mit kritischen Kommentaren versehen. Stephan Moebius sei herzlich für die zahlreichen Diskussionen und aufmunternden Worte am Telefon gedankt, ebenso wie Ulf Heuner vom Parodos-Verlag für sein gewissenhaftes Lektorat.